

Hinweise

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **82 (2002)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Theodicee des Dichters

Peer-Robin Paulus,
Der göttliche Augenblick: Schönheit, Simultaneität und Unvergänglichkeit, Cuvillier-Verlag, Göttingen 2001

Der deutsche Schriftsteller Peer-Robin Paulus hat uns ein gedankenreiches Büchlein zu den Themen von Liebe, Tod, Vergänglichkeit, Schicksal und Gott geschenkt – ein philosophisches Essay von etwa 120 Seiten. Vielleicht um, wie er selber schreibt, mit dem Tod (auch dem Tod der Liebe) fertigzuwerden. Gott wird uns in dem schönen, bilderreichen Essay in poetischer Metaphysik als das «Auge» hinter und in den vielen Augen der Welt dargestellt, als zuweilen mitleidiger Betrachter der menschlichen Schicksale, der sich im grossen Versuchsfeld der Welt verwirklicht. Dieser Gott geniesst auf der grossen Weltbühne sich selber, zeitlos, allwissend. Typischer Pantheismus, typische Mystik wird man sagen: die geborene Religion der Dichter. Jedoch machen dem Autor sichtlich Grausamkeit, Lieblosigkeit, Gemeinheit und die Erniedrigung des Menschen durch Sterben und Tod zu schaffen. Und so lässt er seinen Gott Partei nehmen – für eine Ethik der Liebe, die sich durch Jesus offenbart, für alle sensiblen und moralisch intakten Menschen, für das Lachen und Staunen der Kinder. Gott liebt das Ungewöhnliche, das Wilde, das Schöne, das Mutige und noch mehr das Feine. «Wer ohne Belang ist, wird von Gott weniger geliebt.» So mag der philosophische Kritiker einwenden, dass Paulus' evolutionistischer, unpersönlicher Panthe-

ismus nicht durchgehalten wird, immer wieder scheint der mitleidige, personenhafte Gott des Neuen Testaments durch und sein froher Botschafter tritt auf. Paulus Gott steht offenbar nicht ganz «Jenseits von Gut und Böse» wie Indiens über Totenschädel tanzender Schiwa. Seine Liebe «verdichtet» sich, wo er begeisterte Menschen, träumende Paare, spielende Kinder sieht und seine Liebe «kühlt sich ab» bei dem Anblick von schändlichen Taten. Hierin drückt sich offenbar das freundliche Naturell dieses Schriftstellers aus.

Man mag nun seine philosophischen Spekulationen nicht teilen. Es lohnt sich gleichwohl für den intellektuell und literarisch sensiblen Leser die Lektüre wegen der vielen feinen Gedanken, schönen Bilder und wegen des originellen, etwas wehmütigen Humors des Autors. So beschäftigt Paulus neben dem Tod – den er in der Allgeborgenheit Gottes aufhebt – immer wieder die Liebe. Er bemerkt, dass wir vor Gott fast alle Polygamisten sind – nämlich sukzessiv. Die wahre Liebe könne aber nur – lebenslang – ein und demselben Menschen gelten. Wenn diese Liebe aber stirbt, so sollten wir die «ars cedendi» beherrschen, den noblen, freundlichen Abschied und das dankbare, für immer verpflichtete Erinnern an den, der uns einmal wohlgetan hat. Ein Gedanke, der seinen Urheber freundlich charakterisiert.

GERD HABERMANN

Federn, Farne, Blüten

Japanische Lacke aus den Collections Baur

Japanische Lackkunst 1860–1940, Haus zum Kiel, Dépendance des Museums Rietberg, Zürich, 12. Juli bis 13. Oktober 2002.

Die Exponate der Ausstellung im Haus zu Kiel, Zürich, stammen aus der Sammlung des Schweizers Alfred Baur (1856–1951). Sie entstanden in einer Epoche, in der sich in Japan der Übergang von der Feudalgesellschaft zur Weltmacht vollzog. Bedeutsam für die Kulturentwicklung ist der Kontakt mit dem Westen, der nach der zweihundertjährigen, selbstgewählten Isolation auch von staatlicher Seite gefördert wurde.

In der japanischen Lackkunst, so wie sie in den Collections Baur dokumentiert ist, zeigt sich sowohl die innovative handwerkliche Fähigkeit als auch die Selbstverständlichkeit, mit der die Lackkünstler uralte Themen und Motive der Malerei aufnehmen und variieren. Beispielhaft für den traditionellen Hintergrund der Lackkunst ist die Dose mit Tablett des anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts tätigen Ganshosai Shunsui. Auf dem schwarzgrundigen blattförmigen Deckel sitzt in goldglänzendem Gewand mit langem schwarzem Haar die aus dem neunten Jahrhundert bekannte Dichterin Ono no Komachi. Auf dem Tablett findet sich ein goldfarbenedes Wellenmuster auf einer Wasserfläche mit Wasserpflanzen und darüber das melancholische Gedicht: «In meiner Einsamkeit / den Wasserpflanzen / gleich / verlor ich halt-

los meine / Wurzeln dem Ruf des Stromes / folgend / lass' willig ich mich treiben».

Eine wahre Inspirationsquelle für Lyrik ist auch der Toilettenkasten von Akatsuka Jitoku (1871–1936). In haarfeinem, im Winde schwingendem gelben Riedgras bewegen sich fünf Wachteln. Der leicht verschleierte Vollmond verleiht der in Graugrün gehaltenen Komposition eine zauberhafte Wirkung. Auch kleinformatige Objekte sind von erlesener Schönheit, wie etwa die Medizinbehälter von Shibata Zeshin (1807–1891), dem ältesten Künstler der Ausstellung, der trotz der Modernisierungstendenzen des späten neunzehnten Jahrhunderts bewusst der Tradition verhaftet blieb.

In einem separaten Raum sind Pfeifenfutterale präsentiert. Diese waren Statussymbole und mit Herbstgräsern, Vollmondlandschaften, Goldfischen im dunklen Wasser, schäumenden Wellen mit Karpfen, Vögeln und Schmetterlingen phantasievoll geschmückt. Auffällig sind auch zwei rote Futterale von Matsuki Hôkei (Lebensdaten unbekannt) mit einem dicken, mehrschichtigen Lackauftrag. Das als Flachrelief geschnitzte Dekor könnte an chinesische Vorbilder gemahnen. Auf dem einen Futteral befinden sich die zwölf Tiere des Zodiakus und auf dem andern sechs buddhistische Heilige im Kiefernhaun.

ELISE GUINARD